

Wenn die Nacht am dunkelsten ist



Der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsh erzählt in seinem Roman „Radio Nacht“ von einem postsowjetischen Land, in dem die Revolution gescheitert ist. Trotz aller Wut und Trauer schimmert Humor durch

Von Jens Uthoff

Es ist fast so, als könne man die Stille der Nacht hören, als nehme man jedes Ein- und Ausatmen, jede Stimmhebung und -senkung des Radiomoderators Josip Rotsky wahr, als sei die Einsamkeit greifbar, die die Menschen, die des Nachts vor ihren Radios hocken, mit dem Host dieser Musiksendung teilen. „Radio Nacht“ heißt seine Show, sie läuft von Mitternacht bis acht Uhr morgens, und sie scheint von einer untergegangenen Welt zu künden, in der die blaue Stunde vor den Empfängergeräten eine ganz eigene Magie erzeugte, ihren ganz eigenen Blues hervorbrachte.

„Radio Nacht“ ist auch der Titel des neuen Romans von Juri Andruchowytsh, und wüsste man es nicht sehr schnell sehr

viel besser, könnte man glauben, der berühmte ukrainische Autor habe hier einen genuinen Musikroman vorgelegt. Die nächtlichen Sendungen bilden die Rahmenhandlung; die 15 Songs, die Rotsky Kapitel für Kapitel episch anmoderiert, sind nicht nur toll kuratiert (man kann sie in einer für den Roman erstellten Playlist nachhören), sondern sie sind auch biografische Begleiter des Protagonisten.

Doch die Vorgeschichte der Hauptfigur ist ebenso bedeutend: Josip Rotsky wird in einem unbenannten osteuropäischen Land berühmt als Barrikadenpianist bei den Aufständen auf einem Poschtowa-Platz, er ist „unmittelbar beteiligt an der geheimnisvollen Liquidation des Diktators, des vorletzten in Europa“, wie wir erfahren. Ein Schlägerkommando bricht dem

Oppositionellen die Finger, so dass er selbst keine Musik mehr machen kann. Er wird auf eine Erschießungsliste gesetzt, muss als Dissident ins Exil gehen.

Der vielfach ausgezeichnete Schriftsteller Juri Andruchowytsh, neben Serhij Zhadan der wohl bekannteste Autor der Ukraine, erzählt von einem postsowjetischen Land, in dem die Revolution gescheitert ist. Bei einer Buchpremiere in Berlin sagte der Autor kürzlich, er beschreibe einen Staat, der von einer weichen zu einer harten Diktatur übergegangen sei und darin eher Belarus gleiche. Die Referenzen an die Revolution der Würde in Kiew und die Parallelen zum „Piano Extremist“ auf dem Maidan sind natürlich trotzdem eindeutig – wenn man so will, beschreibt Andruchowytsh die ukrainische Geschichte mit anderem Ausgang.

Eine Art faustischer Pakt

Die erzählerische Raffinesse ist beeindruckend an diesem Buch. Es gibt eine übergeordnete Erzählerfigur, die für ein „Internationales Interaktives Biografisches Komitee (IIBC)“ die Lebensgeschichte Rotskys erforschen soll und dazu mit einer Figur namens Meph eine Art faustischen Pakt schließt. Die Erzählebenen werden dabei so bewusst wie gekonnt verwischt, wenn das IIBC vorsieht, „dass der Biograf, wenn er sich ausreichend tief ins Leben des beschriebenen Anderen versetzt hat, die Fähigkeit erhält, es, dieses Leben, zu verändern und manchmal auch direkt in dessen verschiedene Perioden einzudringen und dort zu agieren. Außerdem – das eigene Leben so zu ändern, dass es manchmal mit dem Leben des Anderen vertauscht wird.“

Der Roman verfügt zudem über eine enorme Verweissfülle. Mit einem ominösen Raben, der den Protagonisten begleitet, bezieht sich Andruchowytsh wohl auf Edgar Allan Poe. Eine Figur, der Rotsky im Gefängnis begegnet, ist nach dem unbezahlten Arbeitsdienst in der Sowjetunion benannt (Subbotnik), und wie elegant die inhaltlichen und sprachlichen Referenzen

auch in der deutschen Übersetzung funktionieren, zeigt eine Passage, in der von einer „noch schwachen und unreifen Maid Demokratie“ die Rede ist.

In einem eingeflochtenen Drama treibt Andruchowytsh das Ganze auf die Spitze, darin schimmert sein trotz aller Wut und Trauer nie versiegender Humor durch. Wer die bestenfalls naiv (und besser heuchlerisch) zu bezeichnende deutsche Haltung vor dem 24. Februar auf dem literarischen Tablett serviert bekommen möchte, der lese dieses Dramaintermezzo. Bevor sich nämlich der „vorletzte Diktator der östlichen Partnerschaft“ und die „Meister des demokratischen Dialogs“ in einem Hotel zum Gespräch treffen, kursiert ein Papier, in dem die hervorragenden, wertebasierten westlichen Beziehungen hervorgehoben werden: „Fundamente unserer Koexistenz, bla-bla-bla ...für Frieden, Sicherheit, Stabilität und Wachstum, für den ungestörten Fluss von Waren und Kapital, den garantierten Transit von Energieträgern ...“

Der Mollton, den dieser Roman (auch) setzt, klingt gegenwärtig wie ein tiefer Stoßseufzer angesichts der tragischen Situation in vielen Teilen Osteuropas. Liest man die Passagen über die nächtlichen Radiosendungen, hört man den fantastischen Soundtrack dazu (unter anderem mit Tom Waits, Soap & Skin, Klaus Nomi), wird diese Tragik lebendig. Einzige Frage zu stellen ist, ob die Themenpalette des Romans nicht zu breit ist, denn auch die Pandemie, der Klimawandel und Me-Too werden stellenweise verhandelt. Das wirkt überstrapaziert und konstruiert.

Für Josip Rotsky, der irgendwo dort draußen in seinem Studio hockt, ist die Nacht die Zeit der melancholischen Töne. Eine Zeit der Weltflucht, der Einkehr, der Selbstvergewisserung. Im Land Juri Andruchowytshs ist die Nacht die Zeit, in der jederzeit die Bomben fallen können.

Juri Andruchowytsh: „Radio Nacht“. Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr. Suhrkamp, Berlin 2022. 470 Seiten, 26 Euro

Juri Andruchowytsh in Berlin August 2022
Foto: Sabine Gudath/imagio

Kommentar von Klaus Englert

Angst vor den Betonmonstern

Nach der leichten Architektur der 1950er kam die schwere der 1970er. Doch ihre Betonbauten, zumeist öffentliche wie Rathäuser oder Stadthallen, behagen nicht jedem. In der Bundesrepublik nimmt der Abriss solcher Gebäude unvermindert zu, obwohl viele unter Denkmalschutz stehen und ihre Schleifung ökologisch eine Untat ist. Erst kürzlich forderte eine breit unterstützte Initiative von Bauministerin Klara Geywitz ein Abrissmoratorium für Bestandsbauten.

Offenbar machen sich Bürgermeister und Stadträte aber keine Gedanken über die ökologischen Folgelasten von Abriss und Neubau. So war es im westfälischen Ahlen, wo der Stadtrat letztes Jahr das Ende des Rathauses von Brigitte und Christoph Parade aus den 1970er Jahren zugunsten eines kostspieligen Neubaus beschloss. Und auch in Mettmann bei Düsseldorf hat der Stadtrat das Totenglöcklein für eine denkmalgeschützte Stadthalle geläutet. Er folgt damit bereitwillig dem Willen der Stadtverwaltung. Sie will die von Wolfgang Rathke entworfene, wegen ihrer Farbgebung gern auch „Laubfroschoper“ genannte Mehrzweckhalle mit einst Restaurant, Stadtbücherei oder Festsaal unbedingt loswerden.

Der Fall ist typisch für viele Städte. Dabei verlangt nicht nur der Koalitionsvertrag der Bundesregierung und der Green Deal der EU-Kommission eine „Kreislaufwirtschaft im Gebäudebereich“. „Gegen die Wegwerfkultur im Bauen“ fordern auch unisono – in Frankfurt und Basel – das Deutsche und Schweizer Architekturmuseum.

Im bergischen Mettmann werden nun Stimmen gegen den leichtfertigen Abriss der Stadthalle von 1980 laut. Prominente Architekten wie Christoph Ingenhoven und Werner Sobek führen an, dass gegenüber dem investorengetriebenen Abriss- und Neubauwahn allein eine Kultur des Pflagens und Reparierens hilft. Doch die Stadtverwaltung folgt lieber dem Gutachten einer Karlsruher Beratungsgesellschaft, das einseitig auf Immobilieninvestoren setzt.

Den Abwehrreflex von Verwaltung und Stadtrat in Mettmann sieht man auch in anderen Kommunen, wenn es um die „lästigen“ Betonarchitekturen aus den 1970er und 1980er Jahren geht. Denkmalschutz gilt gemeinhin als störend. Mit Verweis auf klamme Stadtkassen überträgt man gerne privaten Investoren das Recht, die Stadt nach ihrem Bild zu formen, als hätte eine glatte Investorenarchitektur nicht bis heute schon ganze Stadtlandschaften verschandelt.

Die Neanderthalhalle in Mettmann von Wolfgang Rathke soll abgerissen werden, warum?
Foto: Klaus Englert

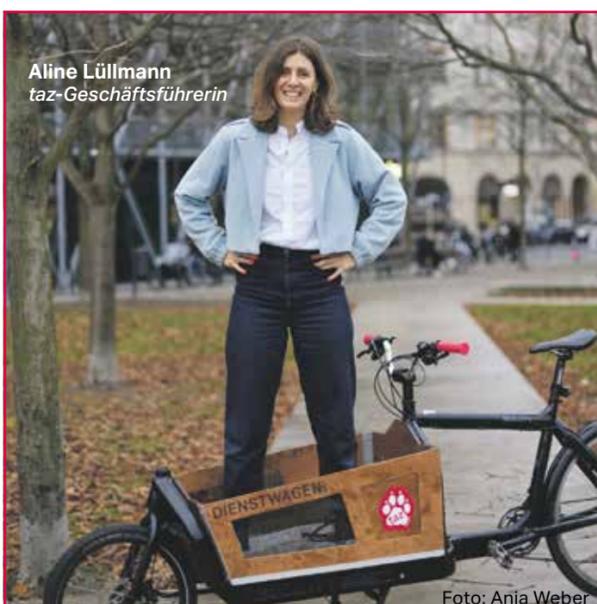


Dabei wird zumeist übersehen, dass selbst ein klimaneutraler Neubau wenig Sinn ergibt, wenn Abriss und Neubau klimaschädliche Treibhausgase erzeugen. Und viele Mandatsträger, die sich in der Hoffnung wiegen, der Bauschutt werde recycelt, blenden aus, dass nur 7 Prozent davon im Neubau wiederverwendet werden. Desinteresse und mangelnder Sachverstand sind notorisch.

Vorbilder für eine Umnutzung auch schwieriger Altbauten gibt es. Die „Kohlenwäsche“ der Zeche Zollverein wurde von Rem Koolhaas' Büro OMA zum Museum, das Getreidesilo in Düsseldorf von ingenhoven associates zu einem Loftbau umgewandelt. Die Sperrigkeit ihrer Architektur ist bei diesen kein ästhetisches Hindernis, sondern Bestandteil eines diversen Stadtbilds.

Mit intelligenter Umnutzung der ungeliebten Betonarchitektur würden sich in Mettmann und anderswo ungeahnte Raumpotenziale erschließen. Dafür ließe sich auch jenseits prominenter Namen wie Ingenhoven und Koolhaas der große Pool junger Architekten anzapfen, die gerade zu Experten im Umbau von Bestandsarchitektur ausgebildet werden. Möglich wäre dann ein wirklich nachhaltiges Bauen. Stattdessen werden Ressourcen und kreative architektonische Fantasie vergeudet.

Der Autor ist Initiator eines offenen Briefs gegen den Abriss der Neanderthalhalle in Mettmann (openpetition.de).



Aline Lüllmann
taz-Geschäftsführerin

Foto: Anja Weber

**IST HEUTE DER TAG,
AN DEM WIR GEMEINSAM
ETWAS INS ROLLEN BRINGEN?**

30 Jahre unabhängiger Journalismus!
Mitmachen! Ab 500 € taz-Genoss*in werden!

genossenschaft.taz.de

taz Verlagsgenossenschaft eG,
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

30
Jahre
genossenschaft